

# Die Freunde

Autor(en): **Hanhart, Dora**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571969>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Rotes Haus.**

Rotes Haus, aus deinem kleinen Garten und Weinberg duftet mir der ganze Alpenfüden! Mehrmals bin ich an dir vorbeigegangen, und schon beim ersten Mal hat meine Wanderlust sich zuckend ihres Gegenpols erinnert, und wieder einmal spiele ich mit den alten, oft gespielten Melodien: Heimathaben, ein kleines Haus im grünen Garten, Stille ringsum, weiter unten das Dorf. Im Stübchen nach Morgen hin stünde mein Bett, mein eigenes Bett, im Stübchen nach Süden mein Tisch, und dort würde ich auch die kleine alte Madonna aufhängen, die ich einmal, in früheren Reisezeiten, in Brescia gekauft habe.

Wie der Tag zwischen Morgen und Abend, so vergeht zwischen Reisetrieb und Heimatwunsch mein Leben. Vielleicht werde ich einmal so weit sein, daß Reise und Ferne mir in der Seele gehört, daß ich ihre Bilder in mir habe, ohne sie mehr verwirklichen zu müssen. Vielleicht auch komme ich noch einmal dahin, daß ich Heimat in mir habe, und dann gibt es kein Liebäugeln mit Gärten und roten Häuschen mehr — Heimat in sich haben!

Wie wäre da das Leben anders! Es hätte eine Mitte, und von der Mitte aus schwängen alle Kräfte.

So aber hat mein Leben keine Mitte, sondern schwebt zuckend zwischen vielen Reihen von Polen und Gegenpolen. Sehnsucht nach Daheimsein hier, Sehnsucht nach Unterwegssein dort. Verlangen nach Einsamkeit und Kloster hier, und Drang nach Liebe und Gemeinschaft dort! Ich habe Bücher und Bilder gesammelt, und habe sie wieder weggegeben. Ich habe Keppigkeit und Laster gepflegt, und bin davon weg zu Akse

und Kasteiung gegangen. Ich habe das Leben gläubig als Substanz verehrt, und kam dazu, es nur noch als Funktion erkennen und lieben zu können.

Aber es ist nicht meine Sache, mich anders zu machen. Das ist Sache des Wunders. Wer das Wunder sucht, wer es herbeiziehen, wer ihm helfen will, den flieht es nur. Meine Sache ist, zwischen vielen gespannten Gegensätzen zu schweben und bereit zu sein, wenn das Wunder mich ereilt. Meine Sache ist, unzufrieden zu sein und Unrast zu leiden.

Rotes Haus im Grünen! Ich habe dich schon erlebt, ich darf dich nicht nochmals erleben wollen. Ich habe schon einmal Heimat gehabt, habe ein Haus gebaut, habe Wand und Dach gemessen, Wege im Garten gezogen und eigene Wände mit eigenen Bildern behängt. Jeder Mensch hat dazu einen Trieb — wohl mir, daß ich ihm einmal nachleben konnte! Viele meiner Wünsche haben sich im Leben erfüllt. Ich wollte ein Dichter sein, und wurde ein Dichter. Ich wollte ein Haus haben, und baute mir eins. Ich wollte Frau und Kinder haben, und hatte sie. Ich wollte zu Menschen sprechen und auf sie wirken, und ich tat es. Und jede Erfüllung wurde schnell zur Sättigung. Sattsein aber war das, was ich nicht ertragen konnte. Verdächtig wurde mir das Dichten. Eng wurde mir das Haus. Kein erreichtes Ziel war ein Ziel, jeder Weg war ein Umweg, jede Rast gebar neue Sehnsucht.

Viele Umwege werde ich noch gehen, viele Erfüllungen noch werden mich enttäuschen. Alles wird seinen Sinn einst zeigen. Dort, wo die Gegensätze erlöschen, ist Nirwana. Mir brennen sie noch hell, geliebte Sterne der Sehnsucht.

**Die Freunde.**

*Nachdruck verboten.*

Eine Geschichte von Dora Hanhart, Zürich.

Keiner, der im Hause Hinrik Sörens zu Gast war, verließ es ohne das angenehmste Behagen, und zwar galten die freundlichen Gefühle dem Hausherrn selbst. Niemand wie er wußte solch zwanglose Vereinigungen zu veranstalten, bei denen jeder er selbst sein durfte. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß Hinrik

Sören als angenehmer Gastgeber und zuverlässiger Freund galt. Immer fand man ein bereitwilliges Ohr bei ihm, auch Rat und Hilfe. Gegendienste beanspruchte er nicht, keineswegs Dankbarkeit. Aber es konnte sich auch keiner rühmen, Hinriks Vertrauen zu besitzen. Er stand allein. Dies aber kam den wenigsten zum

Bewußtsein, weil wiederum in dem Zurückziehen soviel Takt und Unauffälligkeit lag, daß es nicht verletzete.

Die resignierte, isolierende Art hatte ihren Grund in einem Jugenderlebnis, das für sein ganzes späteres Leben bestimmend wurde.

Hinrik Sören war das einzige Kind eines liebenswürdigen Lebemannes und einer mehr schwermütigen, stillen Frau. Es schien, als wäre die Traurigkeit des mütterlichen Wesens auf den Knaben übergegangen. Als die Mutter starb, traten die ererbten Seiten noch mehr hervor, und die Kluft zwischen Vater und Sohn wurde größer. Deshalb war es beiden eine Erlösung, als man sich dahin einigte, Hinrik in ein Knabeninstitut zu tun, das seiner vortrefflichen Führung wegen in gutem Ansehen stand. Der Umgang mit Gleichaltrigen würde, so hoffte der Vater, den frühzeitigen Ernst des jungen Menschen regulieren.

Hinriks Wesen aber war nicht die Frucht einer einsamen Jugend. Er fühlte im Gegenteil unter der Menge noch heftiger den Gegensatz, den er zu seinen Kameraden bildete, und eine große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner. Er war noch nicht reif genug, um zu seiner Art zu stehen und sie gut zu finden. Ihn quälte es, daß es ihm nicht vergönnt schien, das Leben froh zu genießen wie die andern. Und warum hatte es seine Mutter auch nicht gekonnt? Was hinderte ihn nur, die Scherze und Spiele seiner Kameraden vergnüglich zu finden? Er erinnerte sich oft der Worte seiner Mutter: „Wir sind die Letzten eines alten Geschlechtes, und wir müssen mit den Ueberresten von Lebensenergie auskommen. Die sind spärlich genug.“ Und ein andermal sagte sie: „Wieviel kömmlicher wäre es für dich, so du das Erbe deines Vaters in dir trügest!“

Hinriks Vater war aus wohlhabendem Kaufherrengeschlecht. Man nahm das Leben von der angenehmsten Seite und trachtete darnach, ihm immer so viele Reize abzugewinnen wie nur möglich. Das war eine praktische Lebensweisheit. An dem wohlkonservierten Aussehen der Sörenschen Linie ließ sich nachweisen, daß sie gute Früchte zeitigte. Mit

dem Alter freilich mußten die stattlichen Herren zu ihrem Leidwesen Kuren gebrauchen, die ihnen vorkamen wie die Ausübung strengster Askese. Man widersetzte sich dem Rate des Arztes auch so lange, bis dieser achselzuckend sagte: „Machen Sie in drei Teufels Namen, was Sie wollen; aber erinnern Sie sich gefälligst an Nicolaus Sören ...“ Das wirkte. Nicolaus Sören war nämlich mitten in einem Gelage tot vom Sessel gesunken, vom Schlag getroffen. Die Hand hielt das Weinglas noch umspannt mit schon starren Fingern, und auf den Zügen schien ein einziges Bedauern darüber zu stehen, daß man ihn ungewillt von einem leckeren Mahle hinweggeführt. Den lebensfreudigen Genießern war dies kein angenehmes Erinnerung. So unterzog man sich widerwillig einer sogenannten Fastenkur, die gerade darin bestand, daß man mäßiger lebte als gewöhnlich. Denn alle Sören fürchteten sich vor dem Tode ... Nein, es schien wirklich, als hätte Hinrik keinen Zug von seinem Vater ererbt. Es wäre denn die Liebe zur Musik. Die war des Knaben große Freude. Wenn er spielte, vergaß er, was sein Knabengemüt bedrückte. Er vergaß selbst, was ihm größte Pein war: die Leiden einer Mathematikstunde oder den Kampf, den er täglich beim Aufstehen zu kämpfen hatte. Es war Tatsache, dieser junge Knabe mußte täglich den Willen zum Leben neu erkämpfen, und seine Jugend war ein schwacher Helfer gegen das machtvolle Erbe eines müde gewordenen Geschlechtes.

Eines Tages, als der junge Sören in der Freistunde an seinem Flügel saß und spielte, hörte er plötzlich aus der Ecke des dämmerigen Zimmers einen unterdrückten Laut, der wie Schluchzen klang. „Wer ist da?“ fragte Hinrik erschrocken und ärgerlich zugleich, daß jemand seine heimliche Zwiesprache belauscht hatte. Da erhob sich aus geduckter Stellung eine kräftige Knabengestalt, und eine Stimme, der man das Gehorchen anmerkte, antwortete: „Ich bin der Klaus Henning.“

„Warum bist du nicht bei den andern?“ war die Frage.

„Ich hatte Heimweh,“ war die schlichte Antwort.

„Dann bleibe nur,“ sagte Sören; „wir passen heute zusammen.“ Und während er sich wieder zu den Tasten setzte, sagte er erklärend: „Nun spiele ich für Menschen, die sich nach etwas sehnen. Wenn du die Augen schließt, Klaus, dann vergiffest du vielleicht, daß du im Uebungs-saale unseres Institutes bist, und du wirst Bilder sehen.“ Und Hinrik spielte, und in dem Spiele lag sein Knabenweh und seine unverstandene Seele und die scheue Hilflosigkeit vor dem Leben.

Als er aufhörte, stand Klaus neben ihm. „Das war fein, Sören,“ sagte er. „Es schien gerade, als kennstest du meine Heimat. Ich sah die Heide, die im Herbst rot ist, und unser großes Bauernhaus, die Ställe und das Vieh. Und zuletzt Vater und Mutter. Ja, die Mutter sah ich eigentlich am deutlichsten. Sie lachte, so, wie sie immer lachte, wenn sie zufrieden war mit mir, und sagte mit ihrer lustigen Stimme: ‚Kleiner, sei mutig! Von den Hennings ist noch keiner aus der Schule gelaufen!‘“

Und plötzlich fühlte Hinrik seine schmale Hand von einer starken Jungenhand umspannt, und in dem Druck lag der Dank für die vergangene Stunde ...

Seit diesem Tage entwickelte sich zwischen den zwei Knaben ein eigenartiges Verhältnis. Klaus Henning war von der Art, die nicht viel zu reden gab. Er ordnete sich in das Getriebe des Hauses ein, war im allgemeinen ein wohlgelittener Schüler, lernte gleichmäßig gut und besaß im Grunde nichts, das ihn im Guten oder Schlechten ausgezeichnet hätte. Im Spiel war er gewandt, durch seine Stärke gefürchtet und durch seinen Gerechtigkeitsinn beliebt. Einmal hatte es einer gewagt, ihn wegen seiner bäurischen Abstammung zu hänseln. Da hatte er sich zu seiner kraftvollen Größe aufgerichtet, den Sprecher sekundenlang voll Verachtung angeschaut, um zuletzt vor ihm auszuspucken. Im Weggehen hatte er leise und scharf gesagt: „Pfui Teufel, wie gemein!“ Seither hatte Klaus Henning eine unangefochtene Stellung unter den Kameraden. Einen Freund besaß er nicht. Es war deshalb unter den Jungen ein mächtiges Erstaunen, als es sich erwies, daß Klaus, der Bauernsohn, just dem feinen, etwas

schwermütigen Hinrik Sören in großer Freundschaft ergeben war ...

Es hatte den Anschein, als müßte Klaus seine ganze Bauernzähigkeit aufbieten, um die scheue Zurückgezogenheit Hinriks zu überbrücken. Wirklich machte ihm der junge Zweifler und Träumer das Vertrautwerden nicht leicht. Das frühreife Gemüt war allzu sehr überzeugt von der Vergänglichkeit menschlicher Gefühle, und er fühlte auch eine gewisse Armut in sich, die ihm das Schenken verbot. Uneingestanden aber wurde es ihm warm ums Herz, als er das treue Bemühen des Kameraden sah, und es kam vor, daß er aus seiner Einsamkeit heraustrat und ein Vertrauen zurückgab, das ihm ehrlich geboten wurde. Aber, wie gesagt, diese Stunden waren selten und sollten erst häufig werden durch ein Geschehnis ...

Es war unter der Schar ein Junge, der hieß Egoth Severin. Das war der Sohn eines sehr bedeutenden Staatsmannes, und es schien, als wäre ein Teil der glänzenden Begabung und auch der Herrschsucht auf diesen Knaben übergegangen. Keiner wagte, sich ihm zu widersetzen. Das machte den jungen Severin zu einem bestrickend liebenswürdigen Kameraden. Sein origineller Geist verlieh ihm ein gewisses Uebergewicht, und so lebte er wie ein kleiner Herrscher unter seinen Genossen. Da er einen anständigen Charakter hatte, empfand niemand die Unterwerfung als Schmach. Hinrik Sören war allein seine eigenen Wege gegangen, und daß darin nicht Widersetzlichkeit lag, fühlte Severin gut genug heraus. Es war also eher Erstaunen als Mißmut, mit dem er den Einsamen betrachtete, und es reizte ihn, zu erfahren, was hinter dem Andersgearteten stecken mochte. Er fand einen durch und durch feinen, mimosenhaften Träumer, und seine ausgeprägte Ritterlichkeit hieß ihn, dessen Beschützer zu sein. Sein offener Sinn ließ ihn Wertvolles oder Seltenes klar erkennen, und er neigte zu raschen Gefühlsäußerungen; solche Gebelaunen konnten aber ebenso rasch wieder verebben.

Hinrik Sören war nicht wenig erstaunt, sich plötzlich von soviel Kameradschaftlichkeit umgeben zu sehen. Rührte ihn schon die treue Anhänglichkeit von Klaus Hen-

ning, so überwältigte ihn geradezu die stürmische Zuneigung des glänzenden Oberhauptes. Die feinen Fäden von Unglauben, die Erbteil, Umgebung und Empfindsamkeit gewoben, schienen sich zu lösen, und die Früchte einer hervorquellenden Gegenliebe wurden zuerst Egolf Severin. Nun er einmal aus sich heraustrat, zeigte es sich, welch ein Schatz von Gebefreudigkeit ihm gehörte. Das schmale, sonst matte Gesicht belebte sich, er wurde mitteilbar, und oft hörte man sein Lachen unter dem der Kameraden . . .

Eines Abends spielte Hinrik vor seinem neuen Freunde, der selbst musikalisch war und Sörens Phantasien nicht kritiklos hinnahm. Das Rot der Freude stieg deshalb in des jungen Spielers Wangen, als Egolf anerkennend lobte: „Das hast du gut gemacht, Hinrik. Aber warum plötzlich die Traurigkeit am Schluß? Was fehlt dir?“

Hinrik ließ die Finger über die Tasten gleiten, ohne sie niederzudrücken, und meinte dann mit gesenkten Augen: „Hier war es, Egolf, daß ich Klaus Henning ‚Die Heimat‘ spielte. Und von da an war er mir gut. Ich ihm auch, Egolf, obschon du erst kommen mußt, um die Kruste um mein Inneres ganz zu brechen. Er ist aber fein, der Klaus Henning, und es ist nicht recht, daß dein Kommen alles andere in den Hintergrund drängte. Aber ich konnte nicht anders.“

„Wie verhält sich Henning dazu?“, fragte Severin.

„Als er meine Freundschaft zu dir erkannte,“ berichtete Hinrik, „zog er sich zurück. Nicht daß er unfreundlich geworden wäre, bewahre, nur drängte er sich mir nicht auf.“ Er wollte noch etwas hinzufügen, brach aber plötzlich ab. In seiner Tasche knisterte ein Zettel, worauf in Klaus Hennings anerkannt eigenwilliger Schrift stand: „Egolf Severin ist nun Dein Freund. Wenn Du einmal wieder traurige Lieder spielen mußt, dann rufe mich ruhig. Die Hennings sind treu.“

Von diesem Briefe erwähnte er Severin gegenüber kein Wort. Er kam ihm merkwürdig groß vor. Und er spürte, daß man ihn nicht ohne weiteres geschrieben. Da sagte Severin mit der überlegenen Weisheit seiner Kreise: „Na, weißt du,

Sören, im Leben muß immer einer um das Glück des andern Schmerzen leiden. Das hat mein Papa oft genug gesagt. Hier ist's nun der Henning. Aber der ist stark, und Bauern sind im allgemeinen nicht so empfindlich.“ Und leichtthin fügte er bei: „Spielen wir zusammen, ich hole meine Geige.“

Hinrik Sören aber wurde nachdenklich, und er sann heute mehr an Klaus, als in den vergangenen Wochen zusammen. Später sah er ihn bei den Ställen stehen. Er streichelte eben einem Pferde mit fast mütterlichen Händen den Kopf und piff dazu. Hinrik trat hinter ihn und suchte nach einem Worte. Aber ehe er etwas sagen konnte, kehrte sich Klaus um und sagte mit ruhiger Stimme: „Ah, du bist es, Sören!“

Dann schwieg auch er, und es trat eine verlegene Stille ein. Klaus machte sich mit dem Pferde zu schaffen. Da überwand Hinrik die Scheu und sagte, indem er dem großen Knaben die Hand gab: „Ich wollte dir nur Guten Abend sagen und danken für . . . Du weißt ja schon für was.“ Und nach erneuter Stille ein hastig hervorgestohenes „Ich achte dich kolossal, Klaus Henning.“

„Daß nur sein,“ sagte dieser mit abwehrendem Lächeln, „es tut jeder, wie er kann.“

\* \* \*

Wochen vergingen. Es wurde Sommer. Die Sonne lockte alle müde gewordenen Gedanken aus den Köpfen. Energien strafften, und Muskeln dehnten sich. Egolf Severin war ein ausgezeichneter Segler und Schwimmer. Jede freie Minute benutzte er nun zu seiner Wasserfreude. Er legte auch dahinein die heiße Hefigkeit seines Wesens. Von weit her hörte man seine hellen Rufe. Ueberall tauchte sein geschmeidiger Knabentkörper auf. Klaus Henning war nicht minder geschickt. Vielleicht besaß er noch die größere Ausdauer. Ihm fehlte aber die elegante Gewandtheit und vor allem das Talent, sich als Erster aufzuspielen. Er schwamm ruhig und gelassen, half den Jüngern behutsam, neckte die Angsthasen, und alles auf gutmütige Art, die man leicht ertrug. Wo aber blieb Hinrik?

Der kämpfte einen bitteren Kampf. Er sah, daß er seinen Freund, den er überschwenglich liebte, an das Wasser verlor. Sein Verstand half ihm erkennen, daß Severins Leben wohl aus lauter Episoden bestand. Die Freundschaft war ihm auch nur eine solche gewesen. Deshalb hatte er also seine Zurückgezogenheit aufgegeben? Hatte sich dies gelohnt, wenn man an der Enttäuschung zu tragen hatte nachher? Sein Glaube erlitt einen bedenklichen Stoß, und die Türen seines Herzens schlossen sich langsam von neuem.

Am einem Abend, der sonst dem Zusammenspiel der beiden Knaben gewidmet gewesen, kam Egolf in das Zimmer des wartenden Hinrik gestürmt: „Komm schwimmen, du, es wäre Sünde, dies zu unterlassen. Und heute gilt's eine Wette!“ Er nannte als Zielpunkt einen Ort, dessen Weite Hinrik erschreckte.

„Das ist mir zu weit,“ warf er deshalb zögernd ein.

„Warum nicht gar, Junge, sei nur nicht zimperlich! Ein guter Musiker allein macht den Menschen nicht aus. Zeige auch hier dein Können!“ Und er legte dem immer noch Zögernden die Arme um den Hals. Bei dieser lieben Angewohnheit vergangener schöner Tage gab Hinrik dem Drängen nach, allzu froh, in dieser spärlichen Neußerung ein Zeichen früherer Zusammengehörigkeit zu finden.

Am See unten vergnügte sich eine Schar älterer Zöglinge. Egolf teilte den Nächststehenden sein Vorhaben mit und bestimmte den Schiedsrichter. „Du zählst also eins, zwei, drei,“ befahl er, „und mit drei stoßen wir von Land. Aufgepaßt, Kameraden!“

Eine erwartungsvolle Gruppe hatte sich um die zwei Beteiligten geschlossen, als plötzlich Klaus Henning den Kreis durchbrach. „Was gibt's denn, Jungens?“ wollte er wissen. Man unterrichtete ihn rasch von der Wette, aber ehe der Richter zu zählen begann, ertönte sein energisches „Salt!“

Die Knaben wurden unwillig. Severin warf herrisch den Kopf in den Nacken, Hinrik aber heftete zwei dunkle, erstaunte Augen auf den Störer, und unbewußt fühlte er, daß der Vorgang zu seinem Guten geschah. Als Klaus nämlich von der

Wette hörte, wußte er auch sogleich, daß er diese um jeden Preis verhüten mußte. Nicht daß ihr Oberhaupt einen unebenbürtigen Gegner gewählt hätte – dazu war er zu stolz, Sören schwamm gut – aber Klaus wußte, daß Hinrik oft eine plötzliche Unfähigkeit befiel und daß er sich zu Wettschwimmen absolut nicht eignete. Severin mochte nichts von diesen nervösen Zuständen wissen, umso eher war es seine Pflicht, zu handeln. Und zwar auf eine Weise, die Sören nicht preisgab. Denn eine körperliche Schwäche wurde von den Jungen leicht als eine Schmach angesehen. Also galt es, sich schlau in den Vordergrund zu stellen.

„Holla, Severin, du willst wohl ausneifen? Hast du nicht mir diese Wette leghin vorgeschlagen? Ist man reuig geworden? Oder soll dies eine Probe sein für deine Leistungsfähigkeit?“

Egolf war wütend. Das war direkt eine Herausforderung. Infam von dem Burschen! Ob das endlich die Rache war für seine Freundschaft mit Sören? Er war ihm doch grob ins Gehege gekommen. Und an der Zeit war es freilich, daß er sich wehrte. Aber lieber wäre es ihm gewesen, wenn es nicht just bei dieser Gelegenheit geschehen wäre. Denn, um aufrichtig zu sein, mußte er sich sagen, daß er von dieser Wette mit Hinrik Sören in der Tat einen Sieg erhoffte. Er fand es nämlich für nötig, seinem Ansehen neue Nahrung zu geben; denn durch diese Freundschaft hatte er viel Zeit verloren und fast vergessen, was er sich als Oberhaupt schuldig war. Jetzt blieb ihm freilich nichts anderes übrig als den Fehdehandschuh aufzuheben, und mit einer gemacht nachlässigen Stimme entgegnete er: „Mit dir nehme ich es wohl noch auf, Henning. Ich dachte überhaupt nicht, daß dir an einer Niederlage derart viel liegen könnte. Denn du vergiffest: Rohe Kraft schafft nicht alles! Aber blinder Bauernstolz unterscheidet nicht. So komm denn!“

Klaus preßte die Lippen zusammen. Seine Hände ballten sich vor Empörung; aber er bezwang sich. Neußerlich ruhig, wandte er sich zu Sören, der dem Auftritt mit steigendem Erstaunen gefolgt war. Die Worte Egolfs berührten ihn peinlich. Bei dem letzten Ausfall war

ihm vor Scham das Blut in die Wangen geschossen. „Du erlaubst, daß ich deine Stelle einnehme. Ein Versprechen von Severin . . .“

Und ehe der Angeredete ein Wort sagen konnte, zählte der ungeduldig gewordene Richter, und zwei Körper stießen vom Lande. Dem Ausgang der Wette wurde von sämtlichen Zuschauern mit größter Spannung entgegengesehen. Alle fühlten instinktiv, daß diesmal etwas Größeres auf dem Spiele stand: die Bauernehre, die verächtlich gemacht wurde. Es ärgerte die Anständigen unter der Schar, daß ihr Oberhaupt zu einer Mißbilligung Anlaß gegeben . . .

Die Wette entschied zu Klaus Hennings Gunsten. Er hatte mit drei Armlängen gesiegt. Die Hurrarufe nahm er froh lachend entgegen; denn dieser Sieg war ihm wertvoll. Egolf Severin vermochte seinen Unmut nicht zu verbergen, und er richtete ihn in erster Linie gegen Sören. Er behandelte ihn mit einem schroffen, verletzenden Hochmut und rächte sich so für die erlittene Niederlage. Da verschloß sich des Knaben empfindsame Seele noch völlig vor dem herrischen Freunde. Der kurze Traum war ausgeträumt.

Kurz nach diesem Abend bemerkte Klaus nebenbei, als er sich mit Hinrik allein befand: „Ich wollte dir nur sagen, daß ich dich nicht um die Freude des Sieges bringen wollte. Aber ich verhinderte dich absichtlich an dieser Wette, weil sie dir kaum gut getan hätte. Du solltest an deine Gesundheit denken, Sören.“

Dann wandte er ihm gleichmütig den Rücken und ging seiner Wege. Aus diesen geschilderten Geschehnissen heraus wuchs von neuem eine Knabenfreundschaft, gefestigt auf beiden Seiten. Die Hennings waren in der Tat treu, und Hinrik Sören flüchtete sich gerne von seiner bitteren Enttäuschung zu dieser unveränderlichen Gesinnung. Ihm war es, als hätte er hier eine Heimat gefunden.

\* \* \*

In diese ruhige Freude hinein fielen nun die großen Ferien. Beide Knaben dachten mit Unlust an die Unterbrechung des guten Zusammenseins. Sören sann

an das einsame Leben mit dem fremden Vater, Klaus an die arbeitsfrohe, praktische Umgebung, die seiner nicht bedurfte. Wohl trösteten sie sich: „Wir werden uns schreiben, viel schreiben!“ „Und die letzten Wochen kommst du zu uns,“ fügte Hinrik hinzu. Dann schüttelten sie sich die Hände, und in des großen, ehrlichen Klaus Augen lag eine fast mütterliche Weichheit, als er sich zum Wagenfenster hinaus neigte, um seinen „Kleinen“ nochmals zu sehen.

\* \* \*

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Briefwechsel zwischen jungen Menschen, die noch nicht das Maß der Beschränkung erkannt haben, zum Schönsten und Gefährlichsten werden kann. Im täglichen Verkehr verbirgt man in einer gewissen Scheu seine bessern Gefühle. Das heißt, man hütet sich, sie mit Worten zu nennen. Doch wenn ein Mensch einen Brief an einen guten Freund schreibt, dann gibt er ohne Bedenken auf dem weißen Papier sein Bestes. Ein dem Leben skeptisch gegenüberstehender Künstler selbst sagt: „Die Zunge und das gesprochene Wort sind vom alltäglichen Gebrauch so verunreinigt, daß sie das Schöne nicht laut sagen können, das die Feder leise sagt. Es ist nicht Pose oder Sizen, es ist nicht Falschheit, wenn man in der Korrespondenz eine bessere Seele trifft als im Alltagsleben. Und der Geliebte ist nicht unwahr in seinen Liebesbriefen. Er macht sich nicht besser, als er ist, er wird besser und ist es in diesem Augenblick. Er ist wahr in diesen Augenblicken, den größten, die das Leben einem schenkt.“

Klaus und Hinrik reflektierten nicht lange, ehe sie sich ihre Knabenbriefe schrieben. Sie wußten nur, daß diese ihnen zu fortwährender Freude und Notwendigkeit wurden. Jetzt, wo sie aussprechen durften, was ihnen bis dahin jene Scheu verboten, fühlten sie die Größe ihrer Freundschaft. Klaus Henning vergaß die schmerzliche Zeit, als er eines andern wegen zurücktreten mußte, die leise feimende Bitterkeit und all die Anstrengungen, darüber Herr zu werden. Hinrik Sören jedoch, der feinnerwige Junge, sah mit einem befreiten Staunen, wie sein schweigsamer, unbeholfener Freund Worte

fand, die ihm halfen, auf den Grund seiner Seele zu sehen. Das war für ihn wertvoll, ja notwendig und gab seiner phantastischen Veranlagung Nahrung. Denn merkwürdigerweise war es selten die nackte Tat, die ihn packte, als grad die Gründe dazu und ein ganzes Gerank von Nebenerscheinungen. So weit also war es nun, als die Freunde in einem sonderbaren Gemisch von Anabenhaftigkeit, Schwärmerei und überraschender Reife sich das Gebäude ihrer Freundschaft ausschmückten.

\* \* \*

Es war eine glückliche Zeit. Die größten Schwüre nahm man ohne Zaudern entgegen. Die Träume des einen wurden von dem andern willig mitgeträumt, die Leiden des Freundes vom andern mitgelitten. Ja, es war eine glückliche Zeit, gesteigert aber bis aufs äußerste. Und das war nun gefährlich.

In diese Phase fiel der Besuch Klaus Hennings bei Hinrik Sören. Als Hinrik am Bahnhof stand, um seinen Gast zu holen, dachte er nicht daran, daß es der alte Henning sei, mit dem er Monate schon im Institut verlebt hatte. Der, der kommen würde, war ein anderer, neuer Freund, einer, der sein schlichtes Gewand von sich geworfen und sich gezeigt in seiner Herrlichkeit. Und wie der Zug lärmend in die Halle einfuhr, fühlte Hinrik, wie er vor Erregung blaß wurde. Die Reisenden gingen an ihm vorüber. Fast zuletzt erkannte er Klaus. Da fielen die Wogen mit einem Schlag zusammen. Der, der auf ihn zukam, war ja der große, ein wenig schwerfällige Klaus Henning. Nur brauner war er im Gesicht, und das verlieh ihm etwas Bodenständiges. Merkwürdig genug war es, wie er, Sören, aus seinem Freunde auch äußerlich einen anderen gemacht hatte. Einen Moment empfand Hinrik eine kaum merkbare Enttäuschung. Klaus hatte beim Anblick des Wartenden seine Mühe geschwenkt. Und jetzt stand er vor ihm, mit einem guten, ein wenig verlegenen Lächeln, und streckte Sören die Hand zum Gruße hin. Und dann sagte er hastig: „Da bist du ja, Kleiner! Wie geht's? Eine heiße Fahrt war es. Aber riesig fein ist die Gegend hier. Ganz anders als unser Flachland.“ Ohne

Unterbrechung sprach er, bis man das Gefährt bestieg, das zur Sommerwohnung führen sollte.

Hinrik Sören dachte: „Nun ist ja alles wie früher, man spricht von belanglosen Sachen, als wenn man sich nichts Besseres zu sagen hätte.“ Und er wurde still. Er wußte nicht, daß Klaus nur deshalb sprach, weil die Schamhaftigkeit seiner Anabenseele ihm verbot, an Vergangenes zu rühren. Die heiß erwartete Stunde des Wiedersehens war für Hinrik verdunkelt, und wie alle Menschen seiner Art wurde er sogleich kleinmütig. Klaus fühlte das Unbehagen seines Freundes heraus und verstummte nun auch. So fuhren sie dahin und wußten nicht recht, was sie mit ihren großen Gefühlen beginnen sollten.

\* \* \*

Sie kamen nun nahe an einem kleinen, dunkeln Wasser vorbei. Es war umgeben von Tannen, die es derartig verdüsterten, daß man nicht leicht an Sonne und Lachen denken konnte in seiner Nähe.

„Welch trauriges Wasser!“ sagte Klaus.

Hinrik antwortete: „Ich nenne es den See der Betrübnis. Das paßt vortrefflich, findest du nicht auch? Wenn ich traurig bin, mache ich einen Bogen um ihn, dann ist er mir direkt unheimlich.“

„Das verstehe ich wohl,“ sagte Klaus Henning nachdenklich.

In diesem Moment tauchte das Herrenhaus auf, in dessen Mauern das Zusammenleben der beiden Freunde beginnen sollte.

\* \* \*

Es kam natürlich alles anders, als es sich die zwei jungen Menschen gedacht. Beide hatten nicht mit dem Alltag gerechnet, als sie sich von dem Zusammensein eine endlose, ungetrübte Seligkeit versprochen. Der Alltag ist aber gar oft der Feind oder auch der Tod von Liebe und Freundschaft. Und nicht zuletzt verwundet er sehr feinfühlige, schwache Naturen, die die Kraft nicht haben, über ihn herauszukommen. Er beschädigt aber nicht allein die Illusionen eben dieser Weltfremden als auch die, so mit diesen verbunden sind.

Wären Hinrik und Klaus erfahrener

gewesen, so hätten sie sich nicht weiter darüber verwundert, daß der Anfang unerwartete Schwierigkeiten bot. Ja, sie hätten sich vielleicht den artigen Trost gegeben, daß nur ihre ausgeprägte Individualität das Zusammensein erschwere. Statt dessen war in beiden große Verzagttheit, daß ihre Erwartungen hinter der Wirklichkeit so weit zurückstanden. Das erste Mißlingen machte Hinrik Sören mißtrauisch gegen sich, und er nahm sich vor, sich wieder mehr dem Erdboden zu nähern. Nun ist es aber immer schwer, auch im Zurückgehen Maß zu halten, und es ist fast immer der Fall, daß man fehlgreift. Das Zusammensein unter vielen Kameraden ist für einen Jungen, der zu Hause auch allein war, nicht schwer. Hier schafft die Masse unvermerkt Ausgleich. Anders wird die Sache, wenn man nur einem Menschen gegenübersteht, der sogar bereit ist, sich unterzuordnen. Eine Natur wie Hinrik Sören war nicht zum Herrschen geboren. Dazu war sein Wesen viel zu sehr nach innen gerichtet. Klaus Henning aber, gradlinig und einfach, bewunderte zu sehr in seinem „Kleinen“ den ganzen Reichtum einer ihm fremden Rasse, als daß er die Leitung hätte übernehmen wollen. Das schuf eine gewisse Unsicherheit. Denn nichts ist wohlthätiger, als wenn solche Menschen eine starke Hand spüren, die sie unauffällig leitet. Unentschlossenheit, Empfindlichkeit, Unbeholfenheit schafften nun eine ganze Kette von Unbehagen, und es war für die zwei im Grunde hochherzigen Knaben beschämend, wie sie um Kleinigkeiten leiden mußten. So auch heute. Sie hatten gerudert, waren müde und wollten lesen.

„Ich lese mit dir aus einem Buche,“ schlug Klaus seinem Freunde vor.

Hinrik, dem jedes schöne Buch zur heimlichen Liebe wurde, die er eifersüchtig für sich genoß, wollte seinem Freunde durch Abwehren nicht weh tun. Aber seine Empfindsamkeit litt zum voraus unter der Gewährung. Denn Klaus kostete ein Buch wie ein großes Kind. Er lachte mit seinen Helden, wurde zornig mit ihnen, klagte mit ihnen. Ja, es kam vor, daß er das Buch in einen Winkel warf und zuerst seine Entrüstung über irgend eine Missetat niederringen mußte.

Anders Sören. Er las wie ein kleiner Feinschmecker. Brutalitäten haßte er.

Hinrik gab sich nun redlich Mühe, zu vergessen, daß er nicht allein Zwiesprache hielt mit seinen Helden. Aber es war unmöglich, Klaus erinnerte ihn unaufhörlich an seine Gegenwart. Er störte durch fortwährende laute Bemerkungen. Jeden Augenblick wandte er sich an seinen Freund mit einem Ausruf, einer Frage. „Was sagst du dazu, Sören? . . . Herrgott, diese Schandtat! Wenn ich Meister wäre, so . . .“ Und er erging sich darüber, wie er in diesem Falle gehandelt hätte. Hinrik fühlte ein fast physisches Unbehagen. Er hätte schreien mögen: „Schweig doch endlich!“ Aber der Freund plauderte unbefangen drauf los, daß er den Mut nicht fand dazu. Er konnte nicht gröblich verlegen. Endlich aber hielt er dies nicht weiter aus, schob das Buch mit zusammengepreßten Lippen Klaus hin und wandte sich zum Gehen. Nur diese Folter nicht mehr ausdehnen. Klaus aber sprang nichts ahnend ebenfalls auf, begleitete Hinrik durch den Garten und sprach weiter von dem Gelesenen. Es gab also kein Entrinnen. Und einen Moment fühlte Sören, wie es in ihm wie Haß aufstieg, Haß gegen den Freund, der seine Welt lärmend ans Licht zog. Da erschraf er. Klaus aber sagte fröhlich am Abend: „Kleiner, das war ein famoser Tag heute!“

Hinrik Sören lag lange wach, und in seinem Kopfe kreiste immer der gleiche Gedanke: Warum wissen wir so wenig vom andern? Warum kann einer fröhlich sein und nicht ahnen, weshalb der andere bedrückt ist?

Wenn Hinrik seinem Freunde vorspielte, so geschah es nun nicht mehr mit der absoluten Gewißheit, verstanden zu werden. Er fragte selten mehr, was er dabei empfinde, aus einer krankhaften Furcht heraus, etwas zu hören, das er nicht wollte. Sein Wesen hatte wieder etwas Mimosenhaftes bekommen, und die Erkenntnis, allein stehen zu müssen, machte ihn nach außen kühl und lebenswürdig. Ja, das Gefühl, nicht mehr so viel schenken zu können, wie er wollte, ließ ihn seine Freundlichkeiten gegen Klaus verdoppeln. Er ertrug beinahe lächelnd, was ihn zuerst gequält; denn er

hatte die Hoffnung auf eine vollkommene Harmonie aufgegeben. Somit war den schroffen Gefühlschwankungen ein Ende gesetzt, und Hinrik wünschte nur, daß Klaus den Grund davon nie innewürde. Aber eines Tages verriet er sich selbst ungewollt.

Eine prachtvolle Nacht war angebrochen, und helles Mondlicht floß in das gemeinsame Schlafzimmer der Knaben. Alles drängte dazu, sich mehr zu sagen, als man sonst auszusprechen wagt. Zuerst hatten beide schweigend dagelegen, als Klaus zögernd zu reden anhub: „Du, Hinrik. . .“ „Was ist, Klaus?“ „Ich wollte dir nur sagen, daß es mich froh macht, daß die schweren Tage überwunden sind. Es war alles so kompliziert, Kleinigkeiten machten uns böse. Ich bin von derberer Art, du weißt es, und darum hatte ich immer Angst, ich würde dich verletzen. Nun ist alles gut geworden, nicht wahr, Hinrik?“

„Für dich sicherlich, Klaus,“ sagte Sören träumerisch.

„Für mich, du, was will das heißen?“ fragte der andere erstaunt.

„Das will heißen, Klaus, daß es Menschen gibt, die nicht zur Freundschaft taugen.“

Da stieg ein großes Erschrecken in das ehrliche Gesicht von Klaus Henning, und mit einer Stimme, die sich vergebens mühte, fest zu sein, sagte er: „Also haben wir kein Glück miteinander. Ich weiß, wir sind sehr verschieden geartet. Aber gerade deshalb gefielst du mir. Du bist fein und zart, ich aber bin stark und durfte dich beschützen. Das machte mich froh. Denn zu Hause braucht mich niemand. Du solltest sehen, wie sie sich wehren können. Im Institut bin ich wohl gelitten, weil ich jeden gelten lasse. Aber das ist nicht viel. Dann wurde es auf kurze Zeit durch dich anders . . .“

Es lag soviel hoffnungslose Traurigkeit in des Knaben Stimme, daß Hinrik davon ergriffen wurde. „Lieber Großer,“ sagte er weich, „wir vermögen nichts gegen unsere Natur. Einem Phantasten kann man nicht mit der Wirklichkeit kommen, soviel Mühe man sich auch geben mag. Meine Träume sind derart, daß die hingebendste Liebe nicht an sie heranreicht.

Ich muß lernen, allein zu stehen, ohne darüber traurig zu sein. Du aber bist kein Einsamer, du kannst schenken und mitten im Leben stehen. Nur suche solche, die zu nehmen wissen.“

Klaus sah, wie seines Freundes vornehmes, fein geschnittenes Gesicht im warmen Licht der Mondnacht über sein Alter reif erschien, und übermächtig wurde in ihm die Zuneigung gerade zu diesem fremden Knaben. Er hätte hingehen mögen zu dem andern Bett, um zu bitten: Lege nichts zwischen uns. Dich liebe ich, dir möchte ich geben; was will ich mit meinem Reichtum, wenn du ihn verschmähst? Aber er sagte nichts von alledem, sondern meinte mit einer seltsam trockenen Stimme: „Ich war ein Narr, Sören, ein arger Narr. Ich glaubte dich glücklich in unserer Freundschaft, währenddessen du schon über mich hinweg weitergewandert.“

\* \* \*

Wenn man einer Natur, ähnlich der von Klaus Henning, den Boden unter den Füßen wegzieht, ist es gefährlich; denn sie wird dadurch allen Halt beraubt. Hinriks Freund hatte alles, was er besaß, gebefreudig und ehrlich auf eine Karte gesetzt. Und nun mußte er erfahren, daß er ein voreiliges Spiel gespielt hatte. Er ging umher in einer einzigen Bedrängnis. Sie wuchs ihm über den Kopf und beraubte ihn aller Ueberlegung. Er sagte sich immer das Gleiche: „Der Hinrik hält mich für unwert, sein Vertrauen weiterhin zu besitzen. Und diesmal ist nicht ein Egolf Severin der Grund hiefür, nur ich selbst, ich, der Klaus Henning. Mit all meiner Hingabe vermochte ich nicht, ihn zu halten. Also ist mein Können klein. Und vergebens war die Anstrengung, die Seele bloßzulegen.“

Zwei Tage waren vergangen seit der nächtlichen Unterredung. Klaus wußte nicht, wie er sie verbracht hatte. Es schien ihm, als sei etwas in ihm gestorben und als trüge er einen Leichnam mit sich herum. Stundenlang saß er an einem Fleck, ohne etwas klar durchzudenken. Die Schwere in ihm ließ ihn nur dumpf ein Leid fühlen. Einmal überraschte ihn Hinrik, wie er an der Wand des Stalles lehnte mit vorgestrecktem Kopf und ab-

wesenden Augen. Er fuhr erschreckt zusammen beim Anblick des Freundes, lachte gekünstelt und stammelte etwas von Pferden, die er besuchen wollte. Hinrik nahm seinen Arm und sagte bittend: „Klaus, Großer, raffe dich auf! Ich tat dir weh, aber du verlangtest Offenheit. Was hindert uns, aufs neue zu hoffen? Versuchen wir es! Werde wieder froh!“

Klaus verkroch sich in den hintersten Teil des Gartens. Konnte man denken, daß es wieder gut würde? Unmöglich. Er hatte ja alles gegeben. Neue Wege existierten für ihn nicht. Und er stöhnte: „Wie ekelhaft, wie schauderhaft ekelhaft, verworfen zu sein!“ Denn wenn auch Hinrik die Unfähigkeit zur Freundschaft sich auferlegte, so war dies nur eine Zeichen seiner Bornehmheit.

Er dachte an Vater und Mutter. Einen Augenblick erwog er die Heimreise. Aber gleich darauf schüttelte er sich. Dort würde es schlimmer sein, mit Gefühlen wußte man nicht viel anzufangen. Das Losungswort hieß Arbeit. Und eine grenzenlose Vereinsamung ergriff den Knaben. Er warf sich ins Gras und schluchzte, daß es seinen Körper erschütterte. Es wurde Abend. Durch die Dämmerung hörte er die Rufe Hinriks. Er rief mit heller Stimme immer seinen Namen. Bald waren die Rufe nahe, bald entfernten sie sich. Etwas Unerklärliches hielt ihn ab, Antwort zu geben. Er drückte seinen Kopf tiefer in das kühle, duftende Gras. Und dann hörte er die Stimme des Gärtners aus einiger Entfernung: „Ich glaube, der junge Herr ist ausgeritten.“ Und Hinriks beruhigte Antwort: „Dann ist es gut, danke.“

Wieder wurde es still. Eine unendliche Ruhe senkte sich über den Park. Das war die Nacht wohl. Klaus besann sich, daß er nun hineingehen mußte. Er schwankte wie ein Trunkener. Und eine große Erschöpfung machte seine Glieder schwer. Wollte er eigentlich zurück in das Haus? Alle würden sie bei dem verhängten Licht sitzen und ihn bei seinem Kommen verwundert anschauen. Papa Sören hätte sein gewohntes Scherzwort auf den Lippen, und er wäre unfähig, diesem zu begegnen; Hinrik aber würde ihn sicherlich im Innersten tadeln, daß er

nicht mehr Selbstbeherrschung besaß und sich nicht scheute, seinen Schmerz vor fremden Augen auszubreiten. Vielleicht würde er sich dann an den Flügel setzen, wie so oft des Abends, und Klaus müßte zuhören, ruhig zuhören, sich die Lippen blutig beißen in einer grausamen Anstrengung, seiner Bewegung Herr zu werden. Er traute sich so wenig Beherrschung zu, hatte die Verstellung nie geübt. Bis jetzt verlangte das Leben sie nicht von ihm. Er haßte seine Schwerfälligkeit.

Und ohne sich Rechenschaft zu geben, ganz wie ein Schlafwandler, lenkte er seine Schritte wieder dem Innern des Parkes zu. Nach einer Biegung des Weges stand er plötzlich vor dem „See der Betrübnis“. Er dachte an seine Ankunft. Hinrik hatte zu ihm gesagt: „Wenn ich traurig bin, so mache ich einen Bogen um den See. Er ist mir unheimlich.“ „Das kann ich verstehen,“ hatte er damals erwidert.

Heute verstand er seine eigenen Worte erst in ihrer ganzen Bedeutung. Er setzte sich hart ans Ufer. Eine intensive Kälte stieg von dem dunkeln Wasser auf. Im Schilf regte es sich. Ein Frosch sprang in das Wasser, und die unbewegliche Fläche wurde zerschnitten. Klaus schaute und sah doch nicht. Seine Gedanken kreisten immer um dasselbe. Was hatte er gefehlt, daß dies sich ereignen mußte? Sie hatten einander lieb gehabt und sich diese Liebe gestanden in vielen Briefen. War es sein Fehler, daß man sich dann in der Wirklichkeit anders gegenüberstand? Einen Moment stutzte Klaus. Dachte Hinrik vielleicht, daß er gelogen, daß er Worte leicht hin gesetzt? Er — gelogen? Riesengroß wurde das häßliche Wort. Und dann erstand in dem überreizten Gehirn des verwirrten Knaben ein furchtbarer Entschluß. Der Schein von Unwahrheit war nur zu tilgen durch eine Tat. Wenn er zum Beispiel starb, jetzt starb, dann mußte Hinrik wissen, wie sehr er ihn geliebt und daß ein jedes Wort Wahrheit gewesen. Und in der jungen Seele wurde die Erinnerung wach an viele geliebte Helden, die er bewundert hatte und die, ohne mit der Wimper zu zucken, in den Tod gegangen waren.

Da nahm Klaus Henning, der ehrliche,



Ettore Segantini, Maloja.

Waldweg (1918).  
Motiv aus dem Zolliker Wald.



wahrhaftige Klaus Henning, all seinen Mut zusammen, legte sich dem Tod in seine stets bereitwilligen Arme, um den Freund von dem Ernste seiner Liebe und Opferfreudigkeit zu überzeugen.

\* \* \*

Wenn jemand ein abgrundtiefes Weh durchkosten muß, geht er entweder daran zugrunde oder sein Wesen schnellst

gleichsam zu einer einsamen Höhe empor.

Sinrik Sören brauchte Jahre, um zu begreifen, daß er weiter leben müsse. Und weitere Jahre, um zu erfassen, daß man nicht für sich allein da sei. So ward er der Mensch mit dem gütigen Herzen, der all denen schenkte, die seiner bedurften, und sich keinem hingab, weil er einem Toten die Treue hielt.

## Conrad Nüscheler v. Neuegg und seine Beziehungen zu Conrad Ferdinand Meyer.

Nachdruck verboten.

Mit einer Bildnisbeilage, einem unveröffentlichten Jugendbrief des Dichters und Brieffragmenten David Nüschelers an seinen Sohn.

Unter den Jugendfreunden des Dichters Conrad Ferdinand Meyer nahm Conrad Nüscheler v. Neuegg, der in österreichischen Diensten später bis zum Generalmajor aufstieg, eine bevorzugte Stelle ein<sup>1)</sup>. Conrad Nüscheler war fast gleichaltrig wie der Dichter: er war am 11. Februar 1826 als Sohn des Oberstleutnants David Nüscheler im väterlichen Hause geboren und fühlte sich zeit lebens als Nachkomme einer alten Patriazierfamilie, die in Zürich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts eingebürgert war. Gemeinsam mit seinem Altersgenossen Conrad Ferdinand Meyer besuchte er die Zürcher Volksschulen und das untere Gymnasium, begab sich, nachdem er noch die erste Klasse des oberen Gymnasiums durchlaufen hatte, zu zweijährigem Aufenthalt nach Lausanne, um an der dortigen Akademie als Schüler Vinets, Monnards u. a. sich weiterzubilden und verbrachte das zweite Jahr seines Aufenthalts in Lausanne gemeinsam mit seinem Zürcher Kameraden Conrad Meyer, der damals noch „langes, volles, leichtgelocktes Haar über der schönen Stirne trug“<sup>2)</sup> und dessen Muse am Genfersee im Voll-

gefühl seiner Jugend und ersten Freiheit erstmals ihre Schwingen entfaltete. Romantisch schwärmte damals der junge Poet und sang von sich selbst:

Steigt wohl täglich ufernieder  
Nach Duchy ein Dichterblut,  
Bolle Rosen auf den Wangen,  
Rosentnospen auf dem Hut!

Im Frühjahr 1844 kehrten beide Freunde nach Zürich zurück, um sich hier auf die Maturität vorzubereiten und sodann unter persönlicher Beratung und Anleitung des später so hochberühmten Staatsrechtslehrers J. C. Bluntschli das juristische Studium an der Zürcher Universität zu beginnen, das sie mit demselben negativen Erfolg in bezug auf Beruf und akademischem Titel, aber doch mit reichem positivem Wissen ausgerüstet, beide schließlich verwarfen. — Nüscheler ging im November 1847 nach München und hörte auch an der dortigen Universität noch juristische und philosophische Vorlesungen. Der universal gebildete, von den Studenten enthusiastisch verehrte katholische Geschichtsphilosoph Ernst v. Laugel ward damals auf ein Jahr vom Unterricht an der Universität ausgeschlossen worden. Es herrschte in jener Zeit, die den achtundvierziger Stürmen vorausging, eine stark reaktionäre Strömung in den führenden Kreisen Münchens. Die Parteien schieden sich mit aller Schärfe. Nüscheler, der im Hause des Obersten Ritter v. Schultheß-Rechberg, eines Freundes seines Vaters, wohnte, schlug sich eingedenk der alten Tradition seiner

<sup>1)</sup> Ueber Contr. Nüscheler v. Neuegg s. Contr. Nüscheler v. Neuegg, *Mein Lebenslauf*, Zürich 1900 (Privatdruck, nicht veröffentlicht). — Einzelnes in der ausgezeichneten Biographie von Adolf Frey: C. F. Meyer, Berlin 1900 (namentlich S. 47; 50; 229 f.); Betsy Meyer, C. F. Meyer in der Erinnerung seiner Schwester, Berlin 1903; Aug. Langmesser, C. F. Meyer, Berlin 1905; R. d'Harcourt, C. F. Meyer, Paris 1913, und R. d'Harcourt, *La crise de C. F. Meyer. Lettres*, Paris 1913 (in beiden s. Sonder: „v. Nüscheler“). — Zürcher Bürgeretat v. 1851 ff.

<sup>2)</sup> Adolf Frey, C. F. Meyer (1900) S. 40 ff.